

Horst Müller

Die Marxsche Wissenschaftlichkeit: Dialektisches Praxisdenken oder nur „historische Sozialwissenschaft“?

Besprechung zu Urs Lindner: Materialismus der Praxis und historische Sozialwissenschaft.
Zur doppelten wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung von Karl Marx

Einleitung

In einer Untersuchung, die in Form eines Artikels Ende 2008 erschien, möchte Urs Lindner vor allem herausfinden, „um was für einen Typus Wissenschaft es sich bei der Kritik der politischen Ökonomie überhaupt handelt und welche Rolle die Philosophie dabei spielt“: Angesichts der Bemühungen, mit Marx eine Antwort auf die gegenwärtige historische Krise der kapitalistischen Produktionsweise und Gesellschaftsform zu finden, handelt es sich gewiss um ein höchst relevantes Unternehmen: „Hat Marx uns an dieser Stelle überhaupt etwas zu sagen?“. Lindner charakterisiert und relativiert die Marxsche Wissenschaftlichkeit im Ergebnis als Typus einer „historischen Sozialwissenschaft“, die einige fortschrittliche Züge aufweist, aber mit Blick auf andere Theoretiker kein Novum im eigentlichen Sinn darstellt. Vom Standpunkt meiner Interpretationslinie, die der Titel „Marxismus als Philosophie und Wissenschaft gesellschaftlicher Praxis“ anspricht, ist eben das der Fall. So frage ich zurück: Trägt Lindner auf dem schon immer umstrittenen Feld „Marx und die Philosophie“, so der Titel seines dieser Tage erscheinenden Buches, überhaupt etwas Gescheites und Weiterführendes vor?

Seine wie überhaupt jede Marxinterpretation ist nicht voraussetzungslos. Hier wird der philosophisch-wissenschaftliche Bezugspunkt so umschrieben: Lindner möchte „Marxens Position von aktuellen wissenschaftstheoretischen Debatten“ aus, im Namen eines „wissenschaftlichen Realismus“ oder gar eines „Weltrealismus“ rekonstruieren. Von da wird immerhin attestiert, dass es sich bei der „Kritik der politischen Ökonomie“ um eine - über die Zwischenstufe eines „Materialismus der Praxis“ hinaus - erfolgte „Annäherung“ an solcherart „Realismus“ im Sinne einer zukunftsfähigen „historischen Sozialwissenschaft“ handle. So wird dem Grundtenor nach eine externe Interpretationsfolie veranschlagt und nicht etwa der Anspruch erhoben, ein „authentisches“, in einer Einheit des Marxschen Werkschaffens fundiertes Theoriekonzept zu ergründen und weiter zu entwickeln.

Der reklamierte überlegene Charakter „aktueller“ Wissenschaftstheorie, was immer das heißen mag, führt zu heftigen Aussagen wie jener, dass die von Marx und Engels in der „Deutschen Ideologie“ inaugurierte „Wissenschaft von der Geschichte“ im Wesentlichen „durch keinerlei eigene Forschung gedeckt ist und auch kaum konkrete Bezugnahmen auf Forschungen anderer enthält“: Liegt dem Marxschen Geschichtsdenken deshalb ein fundamentaler Mangel an „wissenschaftlichem Realismus“ zugrunde? Ein solcher wird von Lindner unter anderem, nicht gerade tiefsinnig, so qualifiziert: „Was eine Aussage wahr macht, ist .. die Beschaffenheit der Welt“.

Wahr soll jedenfalls sein: Erst im Zuge der Ergründung des „Systemzusammenhangs der kapitalistischen Produktionsweise“ sei bei Marx eine realistische, damals „neue Form historischer Sozialwissenschaft“ zum „Durchbruch“ gekommen. In dieser Sichtweise erscheinen Marx' frühere Schriften als nicht-wissenschaftliche Vorarbeiten, wenn man so will

ein „anthropologisch-humanistisches“ Vorspiel, durch einen schon von Althusser bezeichneten „philosophischen Einschnitt“ von den Feuerbachthesen und der Deutschen Ideologie getrennt. Diese repräsentieren im Ansatz einen „Materialismus der Praxis“. Den wissenschaftlichen „Durchbruch“ und das heute noch Bedeutsame stelle also allein die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie dar. Es handle sich um eine „Strukturanalyse der kapitalistischen Produktionsweise, die die historische Spezifik ihres Objekts profiliert“. Darin bestehe die eigentliche Leistung von Marx, wohingegen die früheren Elemente eines historischen Materialismus und überhaupt die „geschichtsphilosophischen Aspirationen“ verfehlt, unhaltbar und als unwissenschaftlich zu verwerfen sind.

Letztere zentrale These macht verständlich, inwiefern Lindners Buchveröffentlichung „Marx und die Philosophie“ in der Vorankündigung als eine „wichtige Ergänzung“ zum Titel „Kritik der politischen Ökonomie“ von Michael Heinrich vorgestellt werden konnte: Lindner versucht, einer gängigen, kapitaltheoretisch fixierten und politökonomisch verengten Marxinterpretation ein wissenschaftstheoretisches Fundament nachzuliefern. Die vorliegende Auseinandersetzung mit diesem Projekt, implizit auch mit der damit korrespondierenden Denkströmung, mag dazu beitragen, die Diskussion über Marxismus und kritische Theorie zu beleben und jedenfalls unterschiedliche Positionen und deren Konsequenzen für die gegenwärtige gesellschaftliche Debatte und Zukunft kenntlicher zu machen. Um möglichst anstößig zu sein, belasse ich es bei der polemisch aufgeladenen Skizze, die ich im Anschluss an die Kasseler Tagung „Marx. Ein toter Hund?“ im Februar 2009 zunächst zur, wie es einmal so schön hieß, „Selbstverständigung“ geschrieben habe.

Exzisionistische Marxinterpretation und praxistheoretischer Ansatz

Ging es sonst überwiegend um Versuche zur „Rekonstruktion“ der Marxschen Theorie, mit der Vorannahme einer inneren Einheit des Werkschaffens, so könnte man hier vom Versuch einer Exzision sprechen: Ein für brauchbar befundenes Mittelstück der Theorie, nämlich die Wert- und Kapitaltheorie, soll aus dem für ungesund erklärten geschichtsphilosophischen Korpus herausgeschnitten werden, um es als moderne, nur unscharf als „interdisziplinär“ und „realistisch“ umschriebene Sozialwissenschaft salonfähig zu machen. Vor allem erhielten dadurch die gegenwärtig dominierenden, reduktionistischen und ökonomistisch verengten Studienbewegungen und Aktualisierungen der Marxschen Theorie eine „wissenschaftstheoretische“ Weihe. Ob nun aber die beabsichtigte Organentnahme im Sinne des Spenders oder für uns Heutige weiterführend ist? Tatsächlich lässt sie jenen Marx als einen toten Hund liegen, der einmal einen vorwissenschaftlichen „kategorischen Imperativ“ statuiert und gefragt hat, „Welchen Sinn, in der Entwicklung der Menschheit, hat diese Reduktion des größten Teils der Menschheit auf die abstrakte Arbeit?“ Zugleich wird uns Heutigen verwehrt, die jetzt vieldimensional aufgebrochene historische Großkrise als Eröffnung einer weltgeschichtlichen Übergangsepoche zu deuten, in der die noch dominierende Wirtschafts- und Sozialform, endlich, so oder so, in eine andere übergeht und möglichst bewusst, auch durch wissenschaftliche, positive Erkenntnis des Anrückenden begleitet und geleitet, in eine zivilisatorisch höhere transformiert werden soll: Das würde ja zugleich dem Marxschen, angeblich wissenschaftlich nicht ausgewiesenen Geschichts- und Zukunftsdenken wieder eine neue Konjunktur verschaffen. Liegen aber nicht eben darin die wirklichen, im Marxschen Sinne praxisphilosophisch und praxiswissenschaftlich zu lösenden Frontprobleme einer emanzipierten Gesellschaftstheorie in unserer Zeit?

In diesem Sinne sehe ich das Konzept eines definitiv „dialektisch“ qualifizierten „Praxisdenkens“ als Kern des Marxschen Wissenschafts- und Wirklichkeitsdenkens an, das den spezifischen Zusammenhang des Marxschen Werkschaffens stiftet und auch für heutige und zukünftige Anforderungen entwicklungsfähig ist. Die Lehre von einer „Dialektik der Praxis“ oder, so Bloch, der Ansatz einer „Zukunftswissenschaft der Wirklichkeit plus der objektiv-realen Möglichkeit in ihr, all das zum Zweck der Handlung“ wird jedenfalls mit den hier eingeführten Begriffen wie „Emergenzmaterialismus“ oder „historische Sozialwissenschaft“ nur höchst unzureichend und zugleich irreführend angesprochen. Das „Novum“, das darin liegt, lässt sich meiner Ansicht nach nicht aus einer sozusagen „externen“ Perspektive rekonstruieren, sondern nur in auf dem Weg einer im innersten Kern ansetzenden Überschreitung.

Das zielt auf die Beschäftigung mit dem Marxschen Denk- und Wissenschaftstyp in einer Arbeitsperspektive, die sich die Herausarbeitung des originären Praxiskonzepts, dessen forschende, konkretisierende Weiterentwicklung als paradigmatische und operative Position einer philosophisch reflektierten Gesellschaftswissenschaftlichkeit angelegen sein lässt. Aufgrund dieser Wendung kann auch das Vorläufige des Marxschen Forschungsansatzes und können die damit in seiner Zeit erzielten vorläufigen Resultate oder auch Irrtümer als geschichtliche Wirklichkeiten identifiziert oder authentisch relativiert werden – ohne exzisionistische Verstümmelung.

Warum meine Insistenz in diesen grundlagentheoretischen Fragen? Sie ist darin begründet, dass sowohl der Problematik einer vergeschichtlichen Weltansicht, die der „historische Materialismus“ in seiner Zeit auf seine Weise explizierte, als auch die Aufgabenstellung einer sich nicht mehr in der historisch situierten „Kritik“ erschöpfenden, sondern der modernen Situation angemessenen, zukunftsorientierten „Wissenschaft der politischen Ökonomie“ unmittelbar mit der Konstitutionstheorie gesellschaftlicher Wirklichkeit als „widersprüchliche gesellschaftliche Praxis“ zu tun haben. Die Ergründung des praxistheoretischen Wirklichkeits- und Wissenschaftskonzepts mitsamt entsprechenden analytischen, operativen Kategorien ist meines Erachtens der entscheidende Hebel, um die Wissenschaft der politischen Ökonomie aus ihrer problematischen Selbstfesselung als pure Kritik- und Krisentheorie herauszuführen und zukunftsfähig zu machen. Zukunftsfähig sein heißt: Fähig sein, die Gegenwart in ihrem wesentlichen Widerspruch zu erfassen, und das heißt wesentlich auch zum Begreifen und Befördern des anrückenden Neuen fähig sein.

Eben dies wird durch die philosophisch-ökonomischen Interpretationen und Grunddispositionen von Urs Lindner verunmöglicht und definitiv blockiert. Ich möchte die damit aufgeworfenen Fragen jetzt im Zuge der eingehenderen Auseinandersetzung mit dem Text schrittweise weiter klären.

Erste Untersuchung: Praxiskonzept oder Materialismus der Praxis

Der oft und in der gewohnten Pauschalität auch zu Unrecht gescholtene Engels hat zumindest ein wahres Wort gesprochen: Als er in den Marxschen „Thesen ad Feuerbach“ den „genialen Keim“ einer neuen Wirklichkeitswissenschaft und Weltansicht erkannte. Sehen wir zu, was Lindner nach allen dazu vorgelegten, nicht eben gedankenarmen philosophisch-wissenschaftlichen Interpretationen zu sagen hat: Es ist ein „philosophischer Text“, soll hier heißen nicht so recht als „wissenschaftlich“ qualifiziert, der mit „allem bisherigen

Materialismus“ wie auch dem Feuerbachschen „abrechnet“ und „in der Perspektive eines 'neuen Materialismus' formuliert“ wird. Dieser „Materialismus der Praxis“, „vom Standpunkt heutiger wissenschaftstheoretischer Debatten ein schwacher oder realistischer Konstruktivismus“, äußert sich etwa so: Marx „attackiert den empiristischen Beobachtungsbegriff“, indem er darauf abstellt, „Beobachtung ist kein bloß kausaler Wahrnehmungsreiz, sondern eine 'sinnlich menschliche Tätigkeit' die praktische Kompetenzen erfordert (gute Beobachtung will gelernt sein)“. Das bezieht sich vermutlich vor allem auf die These 1. Die Thesen pointieren „den praktischen Charakter von Erkenntnis, die konstitutive Sozialität der menschlichen Natur (These 6) sowie die Praxisabhängigkeit gesellschaftlicher Verhältnisse (These 8).“ Und in der These 11 „heißt es schlicht“: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kömmt drauf an, sie zu verändern.“ Daraus schließt unser Interpret insgesamt: „In den Thesen über Feuerbach hatte er noch eine vulgärpragmatistische Auffassung vertreten, in der Wahrheit gleichgesetzt wurde mit der performativen Dimension von Theorien, mit Wirksamkeit und Macht“.

Nun will eine ordentliche Textinterpretation ebenfalls „gelernt sein“: Die Interpretation der Feuerbachthesen als Ausdruck eines beginnenden „Materialismus der Praxis“ soll, auch durch diese ungewöhnliche und etwas ungereimte Wortschöpfung, den Eindruck einer neu gewonnenen Einsicht vermitteln. Tatsächlich handelt es sich hier um text- und sinnwidrige Missverständnisse. Lindner dekonstruiert die in den Feuerbachthesen im Aufriss gegebene neue Realitäts- und Wissenschaftskonzeption des Praxis-Konzepts und demonstriert damit zugleich seinen eigenen Rückfall in die von Marx überwundenen Auffassungen eines Erkenntnis-Welt-Dualismus und dem damit operationell verbundenen Pragmatismus. Aufgrund dieser intellektuellen Grunddispositionen muss es misslingen, die in der Tat in den Feuerbachthesen steckende „wissenschaftliche Revolution“, so Althusser, oder das darin steckende theoriegeschichtliche „Novum“, so Bloch, zu erfassen.

Was heißt das? Die Feuerbachthesen sind keine „Abrechnung“ mit dem „Materialismus“, sondern die ansatzweise gelungene Synthese von Materialismus, Idealismus, und ich füge hinzu: Utopismus im Sinne der „konkreten Utopie“ von Bloch oder auch der „Utopistik“ von Immanuel Wallerstein. Dieser tiefere Sinn ist geknüpft an die These, dass mit „Praxis“ das menschliche, gesellschaftliche „Sein“ oder die Existenzperspektive der Gattung bezeichnet ist. Genauer meint dies die zentrale Aussage, dass alles gesellschaftliche Leben, die „Wirklichkeit“ in einem eminenten Sinne als „Praxis“, als tätiges Mensch-Welt-Verhältnis mit universalem Horizont konstituiert ist und nur so, in dem ganz spezifischen Erkenntnismodus eines eingreifenden „Begreifens“, nicht etwa nur durch eine „Erklären“ oder „Verstehen“ zu fassen ist. Es geht hier also nicht um eine platte „Praxisabhängigkeit gesellschaftlicher Verhältnisse“. Lindner geht vollständig an den definitiven Aussagen der 1. und der 8. These vorbei und fasst die 11. These nicht als eine Spitze gegen die traditionelle Art des Philosophierens, die nur vor dem Hintergrund und als Quintessenz der vorhergehenden Argumentationskette angemessen verstanden werden kann. Infolgedessen sind Aussagen wie jene, Marx gehe von einer „kausal-praktische(n) Interdependenz zwischen Denken und Wirklichkeit“ aus oder vertrete 1845 noch eine „vulgärpragmatistische Auffassung“, einfach ein grauenhafter Nonsens.

Der ganze Missverstand in diesen Angelegenheiten speist sich auch daraus, dass die im Praxiskonzept angelegte integrale Konstitutionstheorie und Erkenntnis- bzw. Wissenschaftstheorie gesellschaftlicher Praxis als der menschlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit weder von Marx explizit ausgeführt noch in der Folge von Nachkommenden

ganz ergründet, auch nicht in neuerer Zeit den Anforderungen unserer heutigen wissenschaftlichen Welt entsprechend adäquat herausgearbeitet wurde. Dafür gibt es eine ganze Reihe sowohl real- wie theoriegeschichtliche, innere und äußere Gründe, die weiter zu ergründen sind. Dennoch sind Positionen einer Philosophie und Wissenschaft gesellschaftlicher Praxis durch sehr vielseitige Werkbeiträge und Einzeldiskussionen von Marx über Gramsci und Marcuse, Lefebvre und Bloch, ich nenne gerne auch G.H. Mead, und bis hin zu Pierre Bourdieu, in einer beachtlichen europäischen Denkströmung zunehmend konkreter gemacht worden.

Lindner meint, er könne mit all dem in den 10 Zeilen seiner Fußnote 7 und mit der einigermaßen blamablen Bemerkung fertig werden, die „marxistische Praxisphilosophie“ sei durch eine „fortgesetzte Konfusion epistemologischer und ontologischer Aussagen“ gekennzeichnet. Soll diese arrogante Bemerkung Gramsci, Marcuse, Petrovic, Bloch, Lefebvre, Sartre, Kosik, Bourdieu oder wen oder was treffen? Was er dagegen stellt, liest auch einmal so: Es „existiert die Welt unabhängig von der jeweiligen Erkenntnis: Sofern eine wissenschaftliche Theorie wirklich neu ist, entdeckt und erklärt sie einen neuen Realitätsaspekt; sofern sie sich mit hinreichend relevanten sozialen Praxen verbindet, kann sie – innerhalb der Grenzen der Naturgesetze und eigendynamisch-sozialer Strukturen – die natürliche und, gesellschaftliche Welt verändern“: Das ist natürlich die alte Mischung aus Objektivismus und Pragmatismus, die mit dem mit Marx in die Welt gekommenen Praxisdenken überwunden sein sollte.

In der praxiswissenschaftlichen Auffassung ist welthafte Objektivität oder sind „Realitätsaspekte“, bildlich und in gebotener Kürze gesprochen, eine Antwort auf den Entwurf oder die Realisierung von Praxis. Indem solche Praxis, als materieller Prozess und zugleich wesentlich als Bedeutungswirklichkeit, Objektivität in ihrer Perspektive konzeptualisiert, die Gegenwart überschreitet, reale Möglichkeiten erschließt, diese prozessual realisiert und durchmisst, kann nicht einfach von der „Existenz und Strukturiertheit einer beobachtungsunabhängigen Welt“ ausgegangen werden – das wäre ein Objektivismus, letztlich notwendig gepaart mit Pragmatismus oder mit Voluntarismus. Diese in der Tat gängige Wirklichkeitsauffassung zerbricht insbesondere immer wieder in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen, in denen unterschiedliche und gegenläufige Praxisperspektiven, somit differente Wirklichkeiten und Wahrheiten, Handlungswirklichkeiten und Sinnwelten einer „widersprüchlichen gesellschaftlichen Praxis“ aufeinanderprallen. Welch eminente Bedeutung dieser Gesichtspunkt für die sozialtheoretische Diskussion hat, mag man daran ermessen, dass darin auch der grundlagentheoretische Irrtum und das Scheitern der Habermasschen Intersubjektivitäts- und Konsenstheorie begründet ist.

Das wesentlich eingreifende „Begreifen“ im immer schon sozial-existenziell vorgängigen Tätigsein hat also keineswegs nur die Aufgabe, einen vermeintlich allgemeingültigen „Realitätsaspekt“ der Beliebigkeit „sozialer Praxen“ anzubieten. Es orientiert vielmehr ineins darauf, im Begreifen der konkreten Situation zugleich die darin angeforderte Entscheidung zu treffen, eine Handlungslinie zu ergreifen und den eröffneten Theorie-Praxis-Kontext dieser „Wirklichkeit“ das heißt diese Praxisperspektive möglichst „konkret“ zu machen. Meiner Auffassung nach ist eben dies der analytisch-prospektive Theorietyp des Praxiskonzepts, der dem sozialen Auftrag der Wissenschaft in der gesellschaftlichen Situation an der Schwelle zum 21. Jahrhunderts zu entsprechen vermag.

Lindners „Materialismus der Praxis“ dagegen verfehlt den eigentlichen Sinn und die Innovation des in den Feuerbachthesen prototheoretisch artikulierten Praxiskonzepts als

wesentlich vertiefte und erweiterte, integrale Wirklichkeits- und Erkenntniskonzeption von „widersprüchlicher Praxis“. Zwar erklärt sich Lindner „durchaus einverstanden, dass sich 1845 bei Marx eine philosophische Revolution vollzieht“, hat diese aber nicht verstanden. Er konzidiert im Schritt von 1845 eine philosophische, aber keine eigentlich wissenschaftliche Revolution.

Zweite Untersuchung: Zur Frage der Dialektik

Bei den vorliegenden Ausführungen Lindners fällt auf, dass die Pariser Manuskripte von 1844 nur eine einzige marginale Nebenbemerkung wert sind. Diese Auslassung macht einen guten Sinn, wenn man wie er darauf abstellt, einen gravierenden Schnitt zwischen den Schriften vor 1845 und danach anzusetzen. Anders würde nämlich deutlicher werden, dass das Marxsche Denken und Forschen sich überwiegend in der Grundrichtung einer, selbstverständlich nicht einfach geradlinigen, friktionslosen und auch von qualitativen Sprüngen, nicht von Selbstkritik freien, „Konkretisierung“ eines „Entwurfs“ bewegt. Dessen Gesamtzusammenhang kann im Grunde gut und mitlernend begriffen werden, wenn man sich nur einmal die konzisen Originaltexte vor Augen führt und dabei die hier ohne stichhaltige Argumentation abgewertete, ganz im Gegenteil höchst interessante und aufschlussreiche Manuskriptsammlung der „Grundrisse“ einbezieht.

Die von Lindner übergangenen Pariser Manuskripte bilden jedenfalls einen unauslasslichen zentralen Stützpunkt in der Marxschen Gedankenentwicklung. Marcuse bemerkte in seiner eingehenden Besprechung anlässlich der Erstveröffentlichung, die erst 1932 erfolgte: „Die Veröffentlichung der Ökonomisch-philosophischen Manuskripte von Marx aus dem Jahre 1844 muss zu einem entscheidenden Ereignis in der Geschichte der Marx-Forschung werden. Diese Manuskripte könnten die Diskussion über den Ursprung und den ursprünglichen Sinn des Historischen Materialismus, ja der ganzen Theorie des ‚wissenschaftlichen Sozialismus‘, auf einen neuen Boden stellen.“ Das tun sie auch: Man kann, kurz gesagt, über die Marxsche Theorie als Ganzes nichts Fundiertes aussagen ohne eine intensive Auseinandersetzung mit dieser Schrift. Hier werden wesentliche Konstitutionselemente des Marxschen „Entwurfs“ kenntlicher und findet sich die ausführlichste Stellungnahme von Marx zu Hegel und der „Dialektik“.

Dazu heißt es bei Lindner zwar, „es dürfte keine allzu gewagte Behauptung sein, dass Marx den Begriff des Widerspruchs von Hegel bezieht und dass dieser Begriff für beide Autoren entscheidend ist.“ Aber leider bleibt es im vorliegenden Text bei einigen allzu „knappen“ und verkappten Bemerkungen: Lindner verweist auf die von Marx erprobte dialektische Darstellungsmethode, „eine spezifische Methode, den in der Forschung angeeigneten Stoff darzustellen“ und bezieht sich dann wesentlich auf Dialektik als ein theoretisches Instrumentarium, wohl eine Art ein Vorauswissen vom Vorhandensein „widersprüchliche(r) Tendenzen der gesellschaftlichen Realität“, also einer „Realdialektik“. Diese bestehe im Wirken von „Tendenzen und Elemente(n) der gesellschaftlichen Realität, die intern miteinander relationiert sind und auf dieser Grundlage eine notwendig gegenläufige Bewegungsrichtung annehmen“. Ein interessanter Versuch der Zusammenfassung von 100 Jahren Dialektik-Diskussion, welche die Frage oder vielmehr Klippe einer dialektischen Logizität unelegant umschiff.

Weiter heißt es, Marx betone zudem die „Unversöhnbarkeit“ der Widersprüche, die „auf einer höheren Ebene nicht überwunden werden, sondern dort eine neue

Bewegungsform“ finden. „Indem Marx den hegelschen Begriff des Widerspruchs transformiert, schafft er ein theoretisches Instrumentarium, um mit den Gleichgewichtsannahmen der klassischen politischen Ökonomie zu brechen.“ „Ich denke, der Begriff des Widerspruchs ist ein gutes Beispiel, um die Rolle zu bestimmen, die die Philosophie in der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie spielt. In meinen Augen besitzt sie hier exakt die Funktion, die ihr John Locke zugeschrieben hat: sie fungiert als „underlabourer“, d.h. als informierte Zuarbeiterin wissenschaftlicher Forschung.“

Ich halte nichts von Lindners vorliegendem Versuch, die „philosophisch“ genannte Reflexion auf eine externe und letztlich subalterne Zuarbeiter- und Clearingfunktion im Verhältnis zu den eigentlichen „realistischen“ Wissenschaften zu reduzieren. Auch kann die auf der anderen Seite zugestandene Dialektizität der gesellschaftlichen Praxis nicht mit Übersetzungen in materialistisch-instrumentalistische Begriffe und Konzepte angemessen gefasst oder diskutiert werden:

Die Konstitutionstheorie der Praxis besagt exakt, dass Praxis ihrer ontischen Seinscharakteristik, ihrem Wesen nach „widersprüchlich“ ist. Und wie über Dialektik reden, ohne selbst verständig mit Kategorien einer dialektischen Logizität zu operieren? Lindner bestätigt etwa, dass man wissenschaftlich nicht bei der „dinglichen Erscheinungsform“ stehen bleiben darf. Aber von „Wesen“ möchte er nicht sprechen, ein entsprechender Surrogatbegriff ist anscheinend „relationierte Elemente“. Es bedürfte zu diesen Fragen einer ausführlicheren Erörterung, die im vorliegenden Rahmen nicht geleistet werden kann. Ich belasse es bei der Gegenthese, dass der Ausdruck „relationierte Elemente“ eine wesentliche Sinnverschiebung gegenüber dem „Wesen“- und „Widerspruch“-Begriff eines dialektischen Praxisdenkens beinhaltet.

Meine generelle These gegen Lindners Übersetzungsversuche zur Frage der Dialektik lautet, dass die Lehre von der Dialektik als eine fundierende Wirklichkeitswissenschaft im eminentesten Sinne des Wortes zu entwickeln ist und dass damit zugleich die entsprechende dialektische Logizität des Begreifens in Frage steht und zu kultivieren ist. Diese dialektische Logik ist im Sinne einer spezifisch qualifizierten, höher entwickelten Denkmodalität zu verstehen. Sie impliziert einen höheren Grad an Konkretheit des Praxisdenkens, an Elastizität und Virtuosität der Begrifflichkeit, also das Gegenteil von Abstaktifizierung, Definitorik, Verabsolutierung und Begriffsschematismus. Ein schönes Beispiel für letztere intellektuelle Dispositionen wäre die Art und Weise, wie im vorliegenden Text mit „Philosophie“ und „Wissenschaft“ umgegangen wird. Um es kurz zu sagen: Ohne Dialektik verfehlen Philosophie und Wissenschaft wesentlichste Sinngelalte der menschlich-gesellschaftlichen Prozesswirklichkeit. Eben diese Logizität, die Hegel in seiner höchst artifiziellen, verklausulierten Selbstuntersuchung des Denkens zu bestimmen trachtete, kann den objektiven Sinn einer Prozesswirklichkeit als solcher angemessen ausdrücken.

Zuzugeben ist, dass hier eine ganze Reihe von Fragen nicht zureichend geklärt sind, auch nicht durch den letztthin größten Dialektik-Wälzer aus der Feder von Hans Heinz Holz. Der dieser Angelegenheit noch anhaftende Problem- oder Rätselcharakter darf aber nicht zu der Konsequenz führen, es wie hier bei einer operationellen Primitivisierung der Idee des „Widerspruchs“ zu belassen, über den besser schweigen sollte, wer nicht zugleich auf die Fragen des dialektischen qualitativen Sprungs, Ineinanderübergehens, der dialektischen Aufhebung oder des dialektischen Praxisformwandels eingeht. „Das Dialektische gehörig aufzufassen und zu erkennen ist von der höchsten Wichtigkeit. Es ist dasselbe überhaupt das Prinzip aller Bewegung,

alles Lebens und aller Betätigung in der Wirklichkeit. Ebenso ist das Dialektische auch die Seele alles wahrhaft wissenschaftlichen Erkennens.“ (Hegel Werke 8, § 81, Zusatz 1). Das solches Erkennen im bundesdeutschen Philosophiestudium und Wissenschaftsbetrieb abgetrieben wurde, ist eine Schande und erklärt zum guten Teil, in welchem Boden die affirmative deutsche Sozialphilosophie unserer Tage wurzelt. Was tun? Die Konsequenz aus alledem sollte darin bestehen, die Fragen der Dialektik neu und weit gründlicher, im Zusammenhang einer Konstitutions-, Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie gesellschaftlicher Praxis wieder aufzunehmen und die Dialektik als grundlegend geistphilosophischen, erkenntnistheoretischen und weltkonstitutiven Aspekt weiter zu entwickeln.

Dritte Untersuchung: Die Kritik der politischen Ökonomie

In Bezug auf die Wissenschaft der politischen Ökonomie lautet Lindners zentrale These: „Erst nach 1850, als Marx im Londoner Exil mit seinen ökonomischen Studien wieder von vorne anfängt, wird er zu einem Wissenschaftler, in dessen Kritik der politischen Ökonomie eine neue Form historischer Sozialwissenschaft zum Tragen kommt“. Bei dem derart frisch gebackenen „Wissenschaftler“ hätten wir endlich einen „nach heutigen Kriterien `transdisziplinären' - sozialwissenschaftlichen Theorietyp“ vor uns, der über „die damalige akademische Arbeitsteilung“ hinausweist. Nur leider noch „mit einer schon etwas älteren, ebenfalls materialistischen Geschichtsphilosophie“ vermengt, denn es findet sich bis in die letzten Texte „ein geschichtsphilosophischer Restbestand, so dass es nirgendwo den `reinen', von Ambivalenzen freien Marx gibt“: Es ist bemerkenswert wie hier einer, der das Hohelied der Interdisziplinarität verkündet, sich selbst widerlegt, indem er die Wissenschaft der politischen Ökonomie erst von der Marxschen Sozialanthropologie und schließlich auch von dem damit korrespondierenden Geschichtsdenken abtrennt.

Der geschichtsphilosophisch verunreinigte Politökonom Marx wird nun vom Standpunkt „aktueller wissenschaftstheoretischer Debatten“ einer Reinigungsprozedur unterzogen: Es ist „unabdingbar, die philosophische und die wissenschaftliche Entwicklung von Marx auseinander zu halten“. Und „die generelle Argumentationslinie meines Textes zielt darauf ab, dass sich die wissenschaftliche Bedeutung von Marx nur dann verstehen lässt, wenn zwischen seinem historischen Materialismus und der historischen Sozialwissenschaft unterschieden wird, die seine Kritik der politischen Ökonomie verkörpert.“: Dass etwa die Kapitaltheorie, ein ziemlich unvollendetes Werkstück, im Grunde nur eine enorme, ein Denkerleben in Anspruch nehmende Konkretisierung der Idee einer „entfremdeten“ gesellschaftlichen Praxis darstellt, die zugleich auf der Bestimmung des Menschen als eines „freien schöpferischen Wesens der Praxis“ – so der unausdrücklich gescholtene Praxisphilosoph Petrovic - beharrt und ihrer ganzen Sinnbestimmung nach auf die wissentliche geschichtliche Aufhebung der bestehenden verqueren Sozialform in einer höher stehenden Zivilisation orientiert, deren Gesetzmäßigkeiten und Gestaltbildungen es schließlich wissenschaftlich auf die Spur zu kommen gilt – dies alles wird damit als ein im Grunde überholter Zopf abgetrennt.

Lindner meint: Diese „Theorie der kapitalistischen Produktionsweise, die er in Kritik an der ökonomischen Wissenschaft seiner Zeit entwickelt hat“, markiert den großen „wissenschaftlichen Durchbruch“ zur Wahrheit. „Im Fall von wissenschaftlicher Wahrheit geht es darum, Mechanismen und Strukturen zu rekonstruieren, die sich der direkten

Beobachtung entziehen“, und dabei ist „das Verschwinden“ des Herumgeredes oder der Bezugnahme auf „Praxis und Macht“ zu bemerken: Es ist zunächst ein starkes Stück, in Bezug auf die Marxsche Sozial- und Politökonomie von einem „Herumgerede“ über Praxis und Macht zu sprechen, das man als „Wissenschaftler“ besser lassen sollte. Und wo bleibt die elementare, praktische Logik, wenn überhaupt die Existenz von „Strukturen“ und „Gesetzen“ oder gar „sozialen Mechanismen“ konstatiert wird, was in diesem Sinne auch noch den Sinn der Marxschen Tendenz-Aussagen umbiegt, und diese dann mit einem „strikten Indeterminismus“ bezüglich sozialer Handlungen verknüpft werden? Das Marxsche Praxisdenken ist eben kein „strukturtheoretisches Erklärungsmodell, das Gesetzesaussagen mit einem strikten Indeterminismus verbindet“. Es wäre besser, realistischer, an dieser Stelle über den Zusammenhang von Struktur und Habitus, über Praxisformen und diesen je eigene Widersprüche und eigenartige sozialökonomische Entwicklungstendenzen, über darin eingreifende Akte und einen Praxisformwandel nachzudenken, durch den formspezifische Strukturen, Praktiken und Tendenzen „aufgehoben“ werden.

Der Ausdruck „strukturtheoretisches Erklärungsmodell“ ist als eine Ablenkung oder als Angriff bezüglich des Ansatzes von „widersprüchlicher Praxis“ zu sehen. Dem entsprechen andere begriffliche Verrenkungen: Hätte Marx beispielsweise nicht „in bester dispositionenrealistischer Manier“ und „konsequent zwischen einer Fähigkeit und ihrer Anwendung, zwischen Arbeitskraft und Arbeit unterschieden, es wäre ihm nicht gelungen, die Entstehung des Mehrwerts zu erklären.“ Lindner! Marx legt keine „dispositionenrealistische“ Manieren an den Tag, was soll dieser verquaste Begriff? Er konstatiert den simultanen, widersprüchlichen Praxisvollzugszusammenhang von tätiger Verausgabung und stofflicher Reproduktion der lebendigen Arbeitskraft einerseits und dem zugleich tätig mitvollzogenen, machtvoll organisierten Betrieb eines durchwirkenden und übergreifenden Verwertungs- und Akkumulationsprozesses, der sich an praxisformspezifischen Wertcharakteren der Produktionselemente orientiert. Das ist ein klassischer Fall der Analytik von widersprüchlicher Praxis, auch wo davon als solcher nicht die Rede ist. „Sie wissen es nicht, aber sie tun es“, sagt der Meister der Praxisanalytik an anderer Stelle, dem man auch, wenn man „wissenschaftlich“ ernst genommen werden will, besser keine „Verachtung für die alltägliche Erfahrung“ unterstellen sollte. In der Tat kann Marx so erklären, was ökonomischer „Wert“ ist und gegenständlich ausdrückt, nämlich abstrakte Arbeit als einen objektiv in dieser Praxis implizierten Sinn, und wie der Mehrwert bzw. Profit entsteht. Marx gewinnt auf diesem Wege in der Tat „eine Krisenkonzeption, nach der die kapitalistische Produktionsweise notwendigerweise Disproportionalitäten erzeugt“, wobei sich in dieser Krisenhaftigkeit allerdings eine existenzielle Krise des menschlich-gesellschaftlichen Seins ausdrückt, sie sich nicht nur in „Disproportionalitäten“ äußert, sondern in den von Lindner hier nicht weiter erwähnten elenden sozialen Zuständen und tendenziell wachsenden sozialen und ökologischen Katastrophen verschiedener Größenordnung.

Endet die ganze Geschichte dann allerdings letztlich so, dass solche missliche „Disproportionalitäten“ – ich denke dabei etwa an überflüssig gemachte große Bevölkerungsteile, an ein geschichtlich grenzwertiges Stadium des Produktivismus und der Überakkumulation, an die schrankenlose, desaströse Vernutzung natürlicher Lebensgrundlagen, nicht zuletzt an die kapitalwirtschaftlich erzwungene, tendenziell steigende Staatsverschuldung und Privatisierung des Öffentlichen - „zum Ausgleich gebracht werden müssen, um sich dann erneut - und zwar ad infinitum - zu wiederholen“? Wer solches für eine wissenschaftlich fundierte Auffassung der sozialkapitalistischen

Entwicklungsdynamik auslöst, hat Grundlegendes nicht verstanden und ist in der Jetztzeit, in der Krisen- und Übergangsgesellschaft des 21. Jahrhunderts noch nicht angekommen: Die „ad infinitum“-These von Lindner drückt eigentlich nichts anderes aus als die Praxisperspektive der Kapitalverwerter, die ihr Geschäft durch alle Krisen hindurch, allen realen Tendenzen zu Aufhebung der alten und Durchsetzung einer neuen Praxisform entgegen, gut systemfunktionalistisch „ad infinitum“ weiterführen möchten. Das Begleitkonzert stets besser wissender oder wissen wollender, bloß negatorischer Kapitalismuskritik und Krisenprophetie haben diese bisher ertragen können.

Vierte Untersuchung: Von der Kritik zur Utopistik der politischen Ökonomie

Noch einmal zurück zum Kern von Lindners Auffassung, es handle sich um „ein strukturtheoretisches Erklärungsmodell“: Die gegenwärtig vorherrschende und von Lindner weiter befestigte Auffassung, der Theorietyp der Marxschen „Kritik der politischen Ökonomie“, verstanden als negatorische Wert-, Kapital- und Krisentheorie, sei gewissermaßen das non plus ultra, verfehlt gründlich die für Marx in seiner Zeit bestehenden Limitierungen, die sein stets vorwärtsdrängendes und zukunftsorientiertes Denken nur vorläufig und sozusagen im Schrittmäß zunächst auf die vorliegende „Kritik“ verwiesen: Erst im nie vollendeten Durchgang durch seine Analyse der kapitalistischen Entwicklung als solcher hoffte Marx wissenschaftlich fundiert an die Grenze zu kommen, an der sich das dialektisch-materialistisch-utopistisch zunächst völlig richtig hypostasierte, werdende Neue realiter deutlicher zeigt und theoretisch zunehmend schärfer gefasst werden kann. Das war im nie vollendeten Werkplan von Marx definitiv vorgesehen und im gesamten ökonomischen Werk, in Schriften des Spätwerks sind immer wieder die Richtung andeutende Versuche zu solchen Vorgriffen und Überschreitungen zu verzeichnen.

Aber diese mussten in seiner Zeit schon deshalb abstrakt-prospektiv bleiben, weil die historisch erst noch werdende kapitalwirtschaftliche Praxisform von ihm zunächst auch als solche theoretisch modelliert, als Totalität konzipiert wurde: Mit der so fixierten Problemexposition kann eine historische Alternative praxislogisch per se nicht erschlossen werden. Auf dieser Grundlage kann die Alternative, auf die es Marx letztlich ankam, nur als relativ abstrakte Negation, also punktuell und in elementaren Horizontbegriffen gefasst werden. Derart unzureichend hat sie auch der spätere Begriff „Sozialismus“ angesprochen. Und in diesem Sinne war die sozialistische Planwirtschaft der in der Tat konsequente Versuch, aus einer abstrakten Negation oder Antithese zur kapitalistischen Marktwirtschaft die geschichtliche Alternative zu konstruieren: Plan statt Markt. Die entsprechenden Großversuche des 20. Jahrhunderts sind bekanntlich gescheitert.

Auf der anderen Seite ist es den auf die traditionelle Wert-, Kapital- und Krisentheorie fixierten Politökonomen nicht gelungen, in den Veränderungen der Reproduktionsordnung der sogenannten sozialen Marktwirtschaft im Fortgang des 20. Jahrhunderts ein neues, zukunftsträchtiges Produktivkraftensemble zu entdecken. So weist die sozialistische Idee, schon durch den Zusammenbruch der Gesellschaftsexperimente im Osten enorm beschädigt, insofern sie sich argumentativ immer noch wesentlich auf die im 19. Jahrhundert entwickelte traditionelle Kritikform speist, immer noch einen negatorisch-unkonkreten, abstrakt-utopischen Grundcharakter auf. Es fehlt die Identifizierung eines zunächst noch überwiegend latent mit wirkenden neuen Produktivkraftensembles oder einer neuartigen Reproduktionsordnung, welche verspricht, das kapitalwirtschaftliche Verwertungskalkül

aufzuheben und eine andersartige wert- und sozialökonomische Rationalität zu instituieren. Mit anderen Worten, in denen die Krise des Marxismus offenbar wird: Die „Latenz“ einer neuen, höheren Ökonomik oder die Situation eines „Übergangs“ in der vollen Bewegung des geschichtlichen Praxisformwandels sind nicht angemessen konzeptualisiert. Beispielsweise fehlt ohne eine solche Fundierung auch den immer wieder neu angesprochenen Ideen einer Wirtschaftsdemokratie der entscheidende politökonomische Anker.

Dass die immer noch fehlende „konkrete Alternative“ etwas mit einer jahrzehntelangen unzureichenden philosophisch-methodischen Fundierung und Ausrichtung marxistischer Politökonomie zu tun hat, fällt deren Protagonisten natürlich nicht ein - und Lindner schickt ihnen auch noch ein wissenschaftstheoretisches Beglaubigungsschreiben. Die dem endlich entgegen zu stellende forschungsleitende Generalthese lautet: Wir stehen heute sozusagen am anderen Ende der Gesellschaftsformation, die zu Marx' Zeit erst am Anfang ihrer vollen Entwicklung stand. Die noch kapitalwirtschaftlich dominierte Praxisformierung ist an der Schwelle zum 21. Jahrhundert in eine Epoche des Übergangs eingetreten, in der sich das Neue bereits mehr oder weniger latent, in Vor- und Übergangsformen manifestiert und sehr wohl reproduktions- und praxisanalytisch erschlossen werden kann. Zugrunde liegt in diesem Sinne eine Wirklichkeit widersprüchlicher Praxis. Daher muss die Wissenschaft der politischen Ökonomie ihren Grundcharakter verändern, man muss Marx noch einmal und anders lesen, mit der Geschichte gehen, von der Kritik zur Utopistik der politischen Ökonomie fortschreiten.

Wenn man also die Wissenschaft der politischen Ökonomie auf die tradierte Kritikform und mehr oder weniger auf ihre überlieferten vorläufigen, fragmentarischen Resultate struktur- und krisentheoretisch fixiert sowie prospektiv-alternativ forschende Denkansätze als spekulativen oder „geschichtsphilosophischen“ Ballast abwirft, blockiert man definitiv den wissenschaftlichen Fortschritt und die Lösung der bedrängendsten Probleme des 21. Jahrhunderts. Im Übrigen wird man selbst auf dem Feld der vorherrschenden affirmativen Wissenschaftlichkeit kaum einen so eingengten Wissenschaftsbegriff goutieren wie Lindner, der die enorme Bedeutung auch des spekulativen, inventiven, innovativen, experimentellen Moments innerhalb ernsthaftester wissenschaftlicher Forschung verkennt und stattdessen lieber auf einen „erwiesenen Forschungsstand“ verweist:

Lindner bestätigt insgesamt eine vor allem im deutschen politokratischen Milieu kultivierte Abwehrhaltung gegenüber jeglicher „konkreter Utopie“ oder wissenschaftlicher Alternativforschung, wenn er feststellt, dass sich auch sehr spät „noch geschichtsphilosophische Restbestände finden, wenn Marx nämlich seine politisch-agitatorische Aussage, dass die kapitalistische Produktionsweise ‚mit der Notwendigkeit eines Naturprozesses ihre eigne Negation‘ erzeugt, als von ihm erwiesenen Forschungsbestand ausgibt.“ Nur aufgrund eines gerüttelten Maßes an Engstirnigkeit und Buchgläubigkeit kann man an den metaphorischen Ausdruck „Notwendigkeit eines Naturprozesses“ das nicht nur fragwürdige, sondern regelrecht reaktionäre Maß eines sogenannten „erwiesenen Forschungsbestandes“ anlegen: Die anders lautende praxiswissenschaftliche Grundauffassung von Marx ist demgegenüber sehr schön ausgedrückt in den lapidaren Worten „Diese Reproduktion ist aber zugleich notwendig Neuproduktion und Destruktion der alten Form“. Ist diese praxistheoretische Aussage hinsichtlich einer widersprüchlichen gesellschaftsgeschichtlichen Prozessualität, die notwendigerweise auch die „Neuproduktion“ beinhaltet, neue Formbildungen gebiert, nur eine „politisch-agitatorische Aussage“, oder springt deren vertiefter und erweiterter Realismus nicht vielmehr ins Auge?

Fünfte Untersuchung: Die Klassenfrage

In praxistheoretischer Sichtweise zeichnet sich ab, dass der marxsche Entwurf historisch in einer Frühphase des Werdens der kapitalwirtschaftlich geprägten Gesellschaftlichkeit situiert ist. Er beruht auf einer dementsprechenden elementaren Modellierung der sich abzeichnenden, antagonistischen Reproduktions- und Sozialordnung. Hier wie in jeder bisher bekannten Praxisformierung betätigen und reproduzieren die Individuen, indem sie den produktiven Prozess in verschiedenen Formbildungen betreiben, zugleich ihre gesellschaftlichen Verhältnisse zueinander. Sie sind insofern im System gesellschaftlicher Arbeit und Aneignung grundsätzlich in der Art von „Klassen“ positioniert. Auf diese sozial-ökonomische widersprüchliche Praxis, welche die zentrale Ebene - von Marx noch „Basis“ genannt - des gesellschaftlichen Lebens ausmacht, zielt auch der Begriff einer per se „politischen Ökonomie“.

Lindner meint nun dazu, Marx habe „in Analogie zum Beamtenstand bei Hegel, das Proletariat zur 'universalen Klasse'“ erhoben und ihm unzulässig und fahrlässig „ein Privileg in Sachen Herrschaftsüberwindung“ zugesprochen: Ein marxistisch weiter gepflegter „Klassenreduktionismus“ mit katastrophalen Folgen, die Lindner dem Alten übel anrechnet.

Nun ist fürs erste die Analogie zu einem „Beamtenstand bei Hegel“ eine Lachnummer der Sozialtheorie, über die zu sprechen nicht lohnt. Zweitens ist der Begriff „universale Klasse“ ein bei Marx nirgends vorfindlicher, hier untergeschobener Nonsens, denn eine Klasse als solche kann nicht universal sein. Und wenn damit auf die These angespielt sein soll, dass das Proletariat sich nicht selbst befreien könne, ohne auch die anderen bisher in der Sozialordnung des Kapitals reprimierten Fraktionen der Gesellschaft aus ihrer prekären Lage mit herauszureißen, so war dies in der von Marx zu seiner Zeit inaugurierten Emanzipationsperspektive eine fürs erste nicht unmöglich, sondern durchaus fundiert erscheinende Prospektion, nicht mehr und nicht weniger. Viertens kann man, sowenig wie Jesus für die Politik des Vatikans und seinen gegenwärtigen bayerischen Kaiser haftbar gemacht werden kann, weder für die staatskapitalistischen Bürokratien noch die Verbrechen Stalins eine Mitverantwortlichkeit Marxens bzw. seiner Theorie unterstellen.

Für mich erhebt sich hier die Frage, wobei und wofür in der gegenwärtigen sogenannten „Marxrenaissance“ und gesellschaftlichen Krisenbewältigungsdebatte ein vermeintlicher historischer „Realismus“ mitwirkt, der solche aus der Geschichte bürgerlicher Geschichtsklitterung und des primitiven Antikommunismus bekannten Thesen weiter stützt. Interessanter wären jedenfalls reproduktions-, klassen- und ideologieanalytische Beiträge, welche die Positionierungen der Gesellschaftsmitglieder im widersprüchlichen System der gesellschaftlichen Arbeit von heute aufdecken, in diesem Zusammenhang ein - von mir so genanntes - system-transzendierendes Produktivkraftensemble identifizieren und derart ein Begreifen und Ergreifen von Praxis in der gegebenen Situation an der Wende zum 21. Jahrhundert befördern.

Dass man den historisch situierten und theoretisierenden Marx in diesen Fragen, ebenso was Grundbegriffe und elementare Modalitäten einer Sozial- und Geschichtsanalytik angeht, zunächst überhaupt noch gegen Missinterpretationen verteidigen muss anstatt substantziell weiter zu denken, signalisiert ein miserables Niveau des Marxismusstudiums. In diesem Zusammenhang steht auch Lindners Interpretation der klassischen Elementarformel von einer „Dialektik zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen“. Marx zufolge gerät

dadurch die ganze Sozialformation immer wieder in Bewegung. Von Lindner anerkannt wird eine „Sprengkraft“ dieser Rede. Allerdings bliebe „das Relationsdenken (Produktionsverhältnisse) im historischen Materialismus von Marx einem teleologisch gerichteten Dispositionsdenken (Produktivkräfte) untergeordnet.“ Das verabsolutierende und separatistische, schematisierende Begriffsvermögen des Interpretators äußert sich hier darin, dass der Begriff „Produktivkräfte“ einfach einen „technischen“ Index erhält (Stichwort Handmühle), den schon einmal ein unverständiger Habermas propagiert hatte, während der Begriff „Produktionsverhältnisse“ sozusagen ein unmittelbares klassenmäßiges Gegeneinander markieren soll (Stichwort Ausbeutung).

Zur Aufklärung der Begriffsverwirrung sei hier nur soviel gesagt: Wir haben mit einer hochabstrakten und auf Griffigkeit angelegten, in erheblichem Maße erklärungsbedürftigen Generalformel zu tun. Im Sinne des Marxschen Praxisdenkens sind im Konkreten natürlich auch die Produktionsverhältnisse Produktivkräfte, so wie umgekehrt diese immer mit Produktionsverhältnissen amalgamiert sind, wenn man so will deren Ausdruck. Ich schlage daher zum Verständnis des eigentlichen Problems den Begriff „Produktivkraftensemble“ vor. Sozial- und transformationstheoretisch kann von einem widersprüchlichen Verhältnis zwischen verschiedenen Produktivkraftensembles ausgegangen werden - zur Handmühle und zur Dampfmühle gehören eben ziemlich verschiedenartige Müllers. Um dazu noch ein aktuelles Beispiel zu geben: Für die Übergangsgesellschaft des 21. Jahrhunderts habe ich analog einen Widerspruch zwischen der noch übergreifenden Kapitalwirtschaft und einem „sozialwirtschaftlichen“ Produktivkraftensemble identifiziert, in dem sich eine künftige Sozialwirtschaft im Sinne einer Systemalternative ankündigt.

Ob dieser Praxisanalytik „Sprengkraft“ innewohnt? Jedenfalls erwächst daraus, entsprechend dem vorher Gesagten, gleichzeitig die Anforderung nach einer Identifizierung der subjektiven Faktorei oder des Klassengefüges, das mit der Reproduktionsordnung einer Sozialwirtschaft einhergeht und insofern Ansprechpartner für eine Theorie ist, die für das Begreifen ihrer Situation und ihrer Praxisperspektive einsteht. In den gegenwärtigen Streiks und Unruhen auf den Gebieten Gesundheitswesen, Erziehung und Sozialarbeit, in den Kämpfen gegen Privatisierung und für eine öffentlich-gemeinwirtschaftliche Infrastruktur(re)produktion sehe ich beispielsweise einen diesbezüglichen Bewegungszusammenhang. Lindner hingegen macht sich auf, noch weit im Vorraum etwaiger sozialökonomischen Forschungs- oder Konkretisierungsaufgaben den Gesichtspunkt der stets formationell-struktiv implizierten Klassen und deren historisch erwiesene, nicht eben freundliche Art des Umgangs miteinander oder auch deren Bewegungspotenz grundsätzlich zu relativieren. Die Relativierung und Hintanstellung der Bedeutung des subjektiven Faktors, wie es auch heißt, kleidet sich in den versuchten Nachweis einer „Inkohärenz“ des Marxschen Entwurfs: Die „Geschichte aller bisherigen Gesellschaft“ kann nicht als „Geschichte von Klassenkämpfen“ geschrieben werden (MEW 4, 462), „da eine zu Ende gedachte Kontingenz der Klassenkämpfe sämtliche Geschichtsphilosophie über den Haufen werfen würde“: Ich versage es mir an dieser Stelle, Klassenkämpfe als „kontingent“ „zu Ende“ denken zu wollen.

Das entscheidende Argument gegen einen traditionellen Revolutionsmarxismus, dem der politisch hoch ambitionierte Marx durchaus unhaltbare Argumentationshilfen gegeben hat, kommt meiner Ansicht nach ohne eine Relativierung der Stringenz von Klassenordnungen und der realen, transformatorischen Bedeutung von Klassenauseinandersetzungen aus: Die Marxsche Modellierung der industriellen Warenproduktion als Totalität, zu seiner Zeit kaum anders zu fassen, lässt das Denken des ersehnten anderen, neuen Ufers einer höheren

Zivilisation praxislogisch nur in der Weise einer abstrakten Negation zu. Die diesem Ansatz entsprechend projizierte Geschichtsprozessordnung kann in der Art einer aufsteigenden, durch die Revolution als Eroberung der Macht unterbrochenen Linie vorgestellt werden, die nach der Instituierung einer neuen Ordnung von einem höheren Niveau aus fortgesetzt wird. In diesem marxistisch-leninistischen Denkbild liegt die Konsequenz und Kohärenz des Marxschen Gesamtentwurfs, der aus seiner Zeit so verständlich ist wie er sich letztlich als Fehlschluss erwiesen hat: Die neue Ordnung war noch längst nicht überreif und ein latentes neues Produktivkraftensemble, das auf einen formationellen Übergang hätte hindrängen können, war realiter nicht gegeben. Insofern war die Zuweisung der geschichtlichen Wendekraft an das Industrieproletariat seiner Zeit ein später immer deutlicher sichtbarer Irrtum. Das heißt aber doch wiederum nicht, dass die heutige Gesellschaft keine Klassenordnung beinhaltet und eine konkrete Alternative ohne alternative Subjektformierungen mitsamt der Infiltration neuer Sozialpraxen gedacht, geschweige denn realisiert werden kann.

Eine entsprechende historische politisch-ökonomische Situation ist heute, 150 Jahre nach Marx eingetreten, weswegen der von Lindner genannte Immanuel Wallerstein, von dem er nach eigenem Bekunden den Begriff „historische Sozialwissenschaft“ geborgt hat, zu dem Schluss kommt, dass das kapitalistische Weltsystem kaum eine Chance hat, die nächsten Jahrzehnte zu überstehen. Dass aber die deutsche Wissenschaft der politischen Ökonomie in dieser Grenzsituation auf die permanente Replikation und Reaktualisierung einer sozialtheoretisch anämischen, systemfunktionalistisch reduzierten Wert- und Kapitaltheorie des 19. Jahrhunderts setzt, ist den besonderen intellektuellen Umständen in dieser Ecke des Weltprozesses zuzuschreiben und keineswegs ein „Realismus“.

Sechste Untersuchung: Forschung und Darstellung

Mit Blick auf das im engeren Sinne politökonomische Schaffen oder die Werkteile beginnend beim Entwurf Zur Kritik der politischen Ökonomie und noch über die Grundrisse hinaus bis in Schriften der letzten Jahre, bildet die Frage nach dem Naturell und dem Verhältnis von Forschung und Darstellung ein relevantes Feld der kapitaltheoretischen Diskussion. Lindner stellt richtig fest, dass „die deutsche Debatte zur Kritik der politischen Ökonomie seit den 1970er Jahren ... das Thema der Darstellung präferiert hat“ und verweist auf Reichelt (1970), Backhaus (1997) und Heinrich (1999). Ihm ist zuzustimmen, dass es an der Zeit ist, meines Erachtens sogar überfällig, „das Hauptinteresse auf (die) Seite(n) der Forschung“ zu verlegen. Aber warum nur, wie hier geschieht, aus enger „wissenschaftstheoretischer Perspektive“, soll heißen als wissenschaftstheoretischer Seitenblick und nicht materialiter, vollinhaltlich, was die Sache selbst angeht?

Bezüglich des Forschungsprozesses hören wir nur davon „dass Marx seit den 1850er Jahren ein umfangreiches Quellenstudium im British Museum betreibt. Was sich nach 1850 bei ihm durchsetzt, ist eine Kombination aus Quellenstudium und begrifflicher Auseinandersetzung mit der damaligen ökonomischen Theoriebildung; auf dieser Grundlage gelangt Marx zu den für ihn charakteristischen wissenschaftlichen Einsichten.“ Wir haben hier wieder mit dem bereits identifizierten, verengten Wissenschaftsbegriff zu tun:

Tatsächlich spielen auf dem Gebiet der Gesellschafts- und Geschichtswissenschaft stets philosophisch-spekulative Momente herein, werden paradigmatische Ansätze der Welterschließung veranschlagt, zu Recht auch gedankliche Experimente gewagt. Daher

unterscheiden sich die Geschichts- und Weltprozessanalysen der marxistisch geschulten Historik Eric Hobsbawms oder der Weltsystemtheorie Immanuel Wallersteins wesentlich von diverser bundesdeutscher Geschichtsschreiberei, die einen „Stand der Forschung“ für sich preiswürdig reklamieren mag.

Was Marx' Forschung angeht, vertuscht Lindners vager Hinweis auf „begriffliche Auseinandersetzung“ vor allem dessen entscheidende reproduktionstheoretische Modellierungs- und kategoriale Konzeptualisierungsleistung bezüglich der entfremdeten kapitalwirtschaftlichen Praxis.

Was die Darstellungsmethode der Kritik der politischen Ökonomie betrifft, verweist Lindner auf eine marxsche „Praxis der Theoriekonstruktion“. Ein schöner Bezug auf die wenig geliebte Praxis, bei dem allerdings einige Dinge durcheinandergeraten. Zwei Aspekte müssen unterschieden werden: Es gibt den wirklichen Forschungsprozess, der auf einer durch vielfältige Wahrnehmungen angeregten oder unterstützten, immer wieder experimentierend ansetzenden „Verarbeitung von Anschauung und Vorstellung in Begriffe“ beruht, wesentlich in Verbindung mit einer Diskussion begrifflich-theoretischer Entwürfe von Vordenkern. Eine von dieser Erforschung oder solchem Begreifen zu unterscheidende zweite Angelegenheit ist aber, nachdem die primäre Forschungsarbeit vollbracht ist, das im Kern oder Umriss erfasste „Gedankenkonkretum“, mit Hegel gesprochen den „Begriff“ der Sache, in einer wissenschaftlichen Abhandlung „im Aufsteigen vom Abstrakten zum Konkreten“ so darzustellen, dass dem Nachlesenden und Lernenden ein sukzessive Begriffsbildung, ein immer wieder überschreitendes Begreifen möglich ist und er sozusagen zum Gedankenkonkretum hin geführt wird.

Wenn Lindner also sagt, „Marx spricht nun von Erkenntnis als einer über Abstraktionen vorgehenden „Reproduktion des Konkreten im Weg des Denkens.“ (MEW 42, 35), dann ist von der Problematik der Darstellung und der nachvollziehenden Aneignung eines mehr oder weniger bereits durchdachten „Gedankenkonkretums“ die Rede, nicht aber von der wirklichen Forschung, die in praxistheoretischer Hinsicht nur im Sinne eines „Begreifens der Praxis“ verstanden oder rekonstruiert werden kann: Eine Malaise politökonomischer Theoriebildung sehe ich darin, dass man sich in die Problematik der Darstellung abgründig vertieft und verloren hat, während die immer neu und schöpferisch anzuwendende Methode der Forschung oder vorsichtiger, der maßgebliche Forschungsansatz, nicht klar erfasst und weitergebildet wurde.

Um es kurz zu machen: Der Groschen ist bei Marx gefallen, als es ihm gelang, inspiriert von Quesnays Kreislaufkonzept und in Diskussion mit den Theoremen der Vorgänger, einen schlüssigen Reproduktionszusammenhang mit den uns bekannten kapitaltheoretischen Kategorien zu rekonstruieren, dieses Szenario im Sinne seiner Wert-, Reproduktions- und Praxisanalyse zu diskutieren und weiter zu entwickeln. Dies ist der von Marx exerzierte wissenschaftliche „Modus der Welterschließung“, auf den Lindner anspielt. Aussagen wie jene, Marx stelle im Gegensatz zu Hegel „die Sinnlichkeit“ heraus und nehme „eine kausal-praktische Interdependenz zwischen Denken und Wirklichkeit an“, beruhen auf Missverständnissen sowohl von Hegel wie von Marx und kommen nicht einmal an den Rand der Problematik der politökonomischen Forschungsstrategie heran.

Von dem angesprochenen Forschungsweg zeugen vor allem die Manuskripte in den drei Bänden der „Theorien über den Mehrwert“, die so gut wie niemand mehr liest. Daraus

folgt etwa, dass der Grundansatz und Ursprung der Marxschen Kapitaltheorie auf der Ebene dessen liegt, wovon im zweiten Band des Kapitals, nunmehr als Versuch weitergehender Konkretisierung im Zuge der Darstellung, wieder die Rede ist.

In der Konsequenz bedeutet dies aber, was hier nur angedeutet werden kann, dass die Vorgehensweise oder Methodologie der Marxschen Wert-, Kapital- und Praxisanalytik von neuem auf die grundlegend veränderte Reproduktionsordnung der sogenannten sozialen Marktwirtschaft oder des reiferen Kapitalismus bezogen werden müsste, die Marx keineswegs antizipieren konnte, weil sie sich erst im Fortgang des 20. Jahrhunderts formiert hat. Das heißt beispielsweise, dass generalisierende Begriffe wie „Fordismus“ oder dann eben noch der verlegene „Postfordismus“, überhaupt ein immer wieder als eindimensionale Totalität neu aufgeblasener „Kapitalismus“ oder „Neoliberalismus“, die „widersprüchliche“, durchaus latenz- und zukunfts haltige Weiterentwicklung der Reproduktionsverhältnisse im fortgehenden 20. Jahrhunderts in bestimmter Hinsicht verfehlen. Nur auf diesem Weg, der in kollektiven theoretischen Anstrengungen bis über die Schwelle des 21. Jahrhunderts hinaus verfolgt werden muss, kann, so behaupte ich, an Stelle der „abstrakten Negation“ der gängigen Politökonomie oder emanzipationstheoretischen Hypothesen und Spekulationen eine konkretere, transformatorische Perspektive auf die wirtschaftsgeschichtlich anhängige Alternative gewonnen werden.

Siebte Untersuchung: Produktivkräfte und Geschichtlichkeit

Der Interpretationsansatz Lindners beruht auf dem Versuch einer Filetierung der Marxschen Theorie: Was Marx vor 1858 schrieb, wird als mehr oder weniger unwissenschaftliches, anthropologisch-humanistisches Vorspiel abgeschnitten. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie wird praktisch als Systemanalyse, nicht eigentlich als Analytik widersprüchlicher gesellschaftlicher Praxis dechiffriert. Und die über die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie, so wie sie sich aus dem verengten Blickwinkel des modernen Wissenschaftstheoretikers darbietet, hinaus gehende Geschichtsauffassung und Zukunftsprospektion wird als irrelevantes, spekulatives, geschichtsphilosophisches Konstrukt abgetan.

Lindners These lautet hier, „dass die wissenschaftliche Bedeutung von Marx nicht in der Geschichtsphilosophie des 'historischen Materialismus' liegt, für die er häufig steht und die ihn bis zum Ende seines Lebens verfolgen sollte.“ Anscheinend fühlt sich Lindner selbst verfolgt durch die Gespenster der dialektisch-materialistischen und historischen Prozess- und Tendenzforschung, deren Resultat in der Tat ein spezifisches „Geschichtsdenken“ ist. Wie interpretiert er dieses und was bietet er dagegen auf?

Marx habe mit Blick auf eine „technisch verstandene“ ökonomischen Basis die entsprechende „Produktivkraftentwicklung“ als „transhistorische Instanz“ hypostasiert und mit einer „vorwissenschaftlichen“ Zusammenbruchstheorie verbunden, welche die gesellschaftsgeschichtliche „Stufenfolge“ von Gesellschaftsformationen einfach als „Abfolge „progressive[r] Epochen“ determiniert sieht.

Seit mehr als einem halben Jahrhundert dürfte selbst unter nur halbwegs verständigen Marxinterpreten kaum umstritten sein, dass „Produktivkraft“ kein technizistischer Begriff ist und Marx weder eine „Zusammenbruchstheorie“ noch ein „Geschichtsdeterminismus“

unterschoben werden kann: Lindner führt uns einen vulgärmarxistischen Marx vor. Dessen Theorie versteht sich aber praxislogisch oder wissenschaftstheoretisch aus der Option für eine Praxis in emanzipatorischen Perspektive, welche sich auf die immanente Entfaltung von Widersprüchen, auch auf die Errungenschaften der alten Formierung sowie sich in deren Schoße bildende neue Formelemente stützt. Die Hoffnung und hoffnungsvolle Projektion auf ein Gelingen knüpfte sich insbesondere an die Erkenntnis einer „systemisch“ notwendigen, ständigen inneren Verschiebung der Wertproportionen im Reproduktionsgefüge, die zur Aufhebung der kapitalwirtschaftlichen ökonomischen Logik und Reproduktionsform als solcher drängt, sowie den Zeitumständen entsprechend, verständlicherweise, zunächst an das wachsende Selbstbewusstsein und die wachsende politische Potentialität der Industriearbeiterschaft.

Diese futurische Reflexionsdimension der Marxschen Praxisanalytik ist aber seiner Kritik der politischen Ökonomie nicht angestückt, sondern darin vollgültig impliziert: Indem das wesentliche Erkenntnisinteresse eben in der Auffassung einer unabdingbaren Historizität bzw. Transitorik aller Sozialitätsformen wurzelt und in der konkreten historischen Situation sich auf die bewusste Beförderung dieses wissenschaftlich, sozial-ontologisch und historisch ausgewiesenen dialektischen Charakters richtet.

Die Feststellung einer „strikt indeterministischen Anlage der Kritik der politischen Ökonomie“, der allein die Dignität als „historische Sozialwissenschaft“ zugesprochen werden sollte, beinhaltet also eine wesentliche Sinnverschiebung und Verkennung des Marxschen Projekts: Die praktisch-analytisch-optionale Perspektive, die bei diesem überall vorausgesetzt ist, konstituiert einen Theorietyp, der das Objekt, die gesellschaftliche Wirklichkeit, nicht in einer sowieso unmöglichen reinen Objektivität fixiert, sondern im Sinne eines eingreifenden Begreifens, dem sich ganz wesentlich andere Objektivitäten bieten, als etwa der von Lindner bemühten „Schottischen Schule“.

Dazu heißt es bei Lindner, Marx teile mit den Schotten die alte These von einem „Primat der Produktivkräfte“ und „zwar enthält der historische Materialismus von Marx auch noch andere, über die schottische Aufklärung hinausgehende Elemente. Allerdings sind diese Erweiterungen, wie gleich zu sehen, nicht relevant genug, dass von einer anderen und gar neuen Problematik gesprochen werden könnte.“ Dass Marx, ganz anders als eine schottische Aufklärung, die Wurzel der geschichtlich einmaligen und spezifischen Dynamik und Transitorik der kapitalwirtschaftlichen „Produktionsweise“ in deren systemisch zwanghaftem Verwertungskalkül entdeckt und dessen bis heute durchschlagenden Konsequenzen zu erforschen bemüht war, ist an der Stelle möglicherweise entgangen.

Und nicht nur die alten Schotten seien Marx bezüglich der „Produktivkräfte“ schon voraus gewesen, sondern „zweitens werden – in Anlehnung an Saint-Simon – die Produktionsverhältnisse auf Ausbeutung bezogen, mit der Perspektive einer 'industrialistischen' Überwindung aller Ausbeutung im Sozialismus/Kommunismus.“ Marx habe derart „die Stadientheorie um eine weitere Stufe ergänzt, die, weil noch nicht vorhanden, heilsgeschichtlich aufgeladen werden muss und dabei eine Beseitigung aller 'Naturwüchsigkeit' in einer transparent gewordenen Gesellschaft verspricht.“

Die These, Marx habe eine „industrialistische Überwindung aller Ausbeutung“ angenommen und zwangsläufig „heilsgeschichtlich aufgeladen“, ist eine so grobe, vor allem von den Frankfurtern kolportierte Dummheit, dass sich normalerweise jedes weitere Wort dazu erübrigt: Das konstitutive Grundmerkmal der angestrebten

postkapitalistischen Gesellschaftlichkeit ist von Marx als solidarische und vor allem auch „bewusste Selbsterzeugung“ an Stelle einer antagonistischen, der gesellschaftlichen Kontrolle entzogenen, den Produzenten und Praktikanten „über den Kopf“ gewachsenen gesellschaftlichen Praxis apostrophiert. Das hat mit „Industrialismus“ und etwa einer „Heilsgeschichte“, letzteres eine gerne aus der Ecke des primitiven Antikommunismus verlaubliche Unterstellung, nichts zu tun.

Um in den angesprochenen Fragen überhaupt eine verständige, tiefer gehende Auffassung vom Marxschen Praxis- und Geschichtsdenken zu gewinnen, wäre eine gründliche Auseinandersetzung mit den Gedankengängen der Pariser Manuskripte von 1844 notwendig gewesen. Diese ist jedoch, jedenfalls im vorliegenden Text von Lindner, völlig ausgespart beziehungsweise wird pauschal abgetan. Ebenso könnte die gründlichere Befassung mit entsprechenden Gedanken, die sich in den Manuskripten der „Grundrisse“ in glänzenden Partien und Anmerkungen finden, die Kontinuität in der Grundlinie des Marxschen Entwurfs belegen. Ich verweise immer wieder gerne auf Passagen in dieser Manuskriptsammlung, in denen Marx über die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Produktionsweise nachdenkt.

In diesen anthropologisch-sozialtheoretisch fundierten und situationsgemäß-gesellschaftsgeschichtlich ausgreifenden Rahmen bleibt die Kritik der politischen Ökonomie als zentrales Element einer „Konkretion“ des Praxisdenkens eingebettet: Marx bestimmt die Praxis als Seinsform der menschlichen Gattung, betont deren gesellschaftlichen, praktisch transformatorischen und schöpferischen Charakter. Springpunkt der Theorie bleibt deren historischer Status, die Entfremdung der modernen Arbeit, Produktion und Praxis. Grundlinien der angestrebten gesellschaftlichen Transformation sind mit der „Naturalisierung des Menschen“ und einer „Humanisierung der Natur“ tief sinnig angesprochen. „Kommunismus“ bezeichnet eine zivilisatorisch höher stehende Gesellschaftlichkeit, eine „Assoziation“ jenseits der bisherigen „Surrogate der Gemeinschaft“ auf der Grundlage einer bewussten, ebenso solidarischen wie ökologischen, zukunftsfähigen Selbsterzeugung, eben der Reproduktion und Gestaltung der „Verkehrsform“ alias Praxis selbst und als solcher. Hat man diesen philosophisch-geschichtlichen Entwurf als wissenschaftlich, geschichtlich *immer neu aufgegebenen* Konkretionszusammenhang nicht verstanden oder will man ihn zerreißen, dann hat man von Marx buchstäblich nichts verstanden. Um Produktivkraftfetischisten und Geschichtsdeterministen letztendlich den Kopf zu waschen, hat der Möglichkeitsdenker Bloch noch die Kategorie der „Vereitelung“ zitiert und von einem „Optimismus mit Trauerflor“ als kommunistischer Grundhaltung gesprochen. Das Gespenst des Kommunismus, das sich partout von seinem Prinzip Hoffnung nicht abbringen lässt, begibt mit dem Bewusstsein, das alles auch ganz anders ausgehen, sich etwa in die Barbarei und ins „Nihil“ verlaufen könnte: Für Vulgärmarxisten und Marxtöter gleichermaßen eine sehr gespenstische Erscheinung mit Rosa-Luxemburg-Button.

Zu alledem hat unser moderner Wissenschaftstheoretiker nicht mehr zu sagen als dass er „die spekulativen Argumentationsgänge der Grundrisse inklusive deren Zusammenbruchstheorie für vorwissenschaftlich“ hält: Wie kann man die Marxschen Thesen und Skizzen etwa zu einer gesellschaftsgeschichtlich anrückenden Aufhebung der dem Kapital entsprechenden ökonomischen Formbildungen, wie kann man diese immer wieder versuchsweise transformationstheoretischen Konzeptualisierungen als „Zusammenbruchstheorie“ missverstehen?

Sehen wir zu, welche klare und erhebende Erkenntnis uns stattdessen angeboten wird: Es gehe also Marx und überhaupt im Fall von wissenschaftlicher Wahrheit „darum,

Mechanismen und Strukturen zu rekonstruieren, die sich der direkten Beobachtung entziehen.“ „Der befreiende Impuls der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie liegt in meinen Augen darin, ganz bestimmte Mechanismen – nicht die gesamte Gesellschaft – durchschaubar einrichten zu wollen, so dass die Menschen nicht mehr von verselbständigten Instanzen wie dem Markt beherrscht werden.“ Es geht also marxisch-„wissenschaftlich“ nicht um die „gesamte Gesellschaft“, um die ganze desaströse Formierung der modernen Zivilisation? Was unter einem „durchschaubar eingerichteten Mechanismus“ zu verstehen ist, mag Lindner uns an anderer Stelle vielleicht mehr erklären. Aber dass „die Menschen“, so gesagt ein undifferenzierter Menschenbrei, nicht nur von solchen „Mechanismen“ beherrscht werden, sondern noch von ganz anderen und sehr direkten, gesellschaftlichen Gruppen und Instanzen, bleibt hier leider ausgespart und tritt angeblich auch in der Entwicklung von Marx als wirklicher „Wissenschaftler“ in den Hintergrund. Es heißt, wie wir schon gehört haben, sein „Wahrheitsbegriff“ habe sich „verändert in Richtung auf ein ... Verschwinden von 'Praxis' und 'Macht'“.

Es gibt, Herr Lindner, überhaupt keine Aussage, die mit einem Anspruch auf Wahrheit vorgetragen wird, ohne dass ganz konkret Praxis und Macht vorausgesetzt sind. Das lässt sich auch im Hinblick auf die politokratische Szene verifizieren, wo immer auch die Frage ist, welcher Autor vom Verlag vorgezogen oder missachtet wird oder wer über genügend Einfluss oder, in Bourdieus Worten, „symbolisches Kapital“ verfügt, um das Podium zu besetzen. Wenn also Praxis und Macht im Hirn des modernen Wissenschaftstheoretikers verdunsten, so doch ganz gewiss nicht in der gesellschaftlichen Wirklichkeit oder im Denken und Forschen und Trachten von Karl Marx. Warum, so fragt sich, spricht man ansonsten von „politischer“ Ökonomie? Da die von Marx vor, in und nach dem Kapitalwerk in Wahrheit nie aufgegebenen emanzipatorische Praxisperspektive sich dann immer wieder eingestreut in den Texten findet, muss der Missinterpret hier freilich das Zugeständnis machen, dass der „späte Marx“ in gewisser Hinsicht ein „unreiner Marx“ ist, bei dem sich immer wieder „geschichtsphilosophische Restbestände“ finden.

Wie soll man aber nach alledem den „reinen“ Wesenskern des Marxschen Wirklichkeitsdenkens und den Quellcode der von ihm seinerzeit angestrebten Analytik bestimmen? Lindner sieht sich schließlich veranlasst, dafür einen zusammenfassenden Leitbegriff zu kreieren: Marx habe im Zuge der Ausarbeitung seiner Kritik der politischen Ökonomie „zunehmend Auffassungen vertreten, die in gegenwärtigen philosophisch-wissenschaftstheoretischen Debatten als 'wissenschaftlicher Realismus' und 'Emergenzmaterialismus' bezeichnet werden.“ Das Resultat der Marxschen Auseinandersetzung mit materialistischer, idealistischer und affirmativer Philosophie wäre also eine verbal neu verkleidete Materialismus- oder Objektivismus-Variante und nicht etwa eine Philosophie gesellschaftlicher Praxis, eine Synthese von Materialismus, Idealismus und Utopistik in Gestalt einer völlig neu in die Welt gekommenen Praxiswissenschaftlichkeit, welcher weder die moderne Wissenschaftstheorie noch sonstige Konstruktionsversuche um einen „Emergenzmaterialismus“ das Wasser reichen:

Der Begriffsstummel „Emergenzmaterialismus“ ist mitnichten geeignet, die Quintessenz der Feuerbachthesen, die Konstitution der vollen menschlichen Wirklichkeit als „widersprüchliche Praxis“ und die dem gemäße entwickeltste, übergreifende Erkenntnisform als ein dialektisch-logisch qualifiziertes, utopistisch ausgreifendes „Begreifen der Praxis“ zu reflektieren und unserer heutigen gesellschaftsgeschichtlichen Situation gemäß forschend weiter zu entwickeln: Dass „die Welt ... auf der Ebene von Mechanismen ... geschichtet“ ist, „wobei

jeweils ein Verhältnis der Emergenz besteht“, ist im übrigen nicht viel mehr als eine hochabstrakte Binsenweisheit, die der einfache dialektische Wirklichkeitsgrundgedanke der „Aufhebung“ bereits seit jeher fasst und auch angemessener weiter entfalten kann.

Achte und letzte Untersuchung: Philosophie und historische Sozialwissenschaft

Urs Lindners Marxinterpretation zielt letztlich auf die Beantwortung der Frage, worin Marx' „radikale Philosophie“ besteht und mit was für einem fortgeschrittenen Typus von „Sozialwissenschaft“ wir es hier zu tun haben. Der findige Wissenschaftstheoretiker entdeckt in der Marxschen Gedankenentwicklung zunächst zwei Philosophiekonzeptionen, die über eine „Ambivalenz und Paradoxie“ der Marxschen „Kritik der Philosophie“ Auskunft geben:

„Erstens entwickeln Marx und Engels in der Deutschen Ideologie eine sehr spezifische Auffassung der Philosophie, die ich als 'Zusammenfassungs-Konzeption' bezeichnen möchte.“ Dort wird „Philosophie auf eine Zusammenfassung der allgemeinsten wissenschaftlichen Resultate beschränkt“. Ist das nun stichhaltig? Marx notierte in der theoretischen Skizze der „Deutschen Ideologie“ tatsächlich, „die selbständige Philosophie verliert mit der Darstellung der Wirklichkeit“ als „praktischen Entwicklungsprozess der Menschen“ ihr „Existenzmedium“. „An ihre Stelle kann höchstens eine Zusammenfassung der allgemeinsten Resultate treten, die sich aus der Betrachtung der historischen Entwicklung der Menschen abstrahieren lassen.“ Können wir aus dieser wütenden Marxschen Empfehlung, erstlich ein praxistheoretisches Gesellschafts- und Geschichtsstudium aufzunehmen, anstatt philosophische Phrasen über Mensch, Gesellschaft und Geschichte zu dreschen, um dann das, was sich materialiter ergibt, auch auf einer solcherart fundierten, höheren, philosophischen Abstraktionsstufe zu erwägen, können wir daraus tatsächlich auf eine sozusagen gerundete „Zusammenfassungs-Konzeption“ der Philosophie schließen?

Es genügt sich klarzumachen, dass sich die *im gesamten Text der Deutschen Ideologie*, insbesondere im Feuerbach-Kapitel, in immer neuen Anläufen immer weiter gehend profilierende, dialektisch-materialistische Wirklichkeits- und Wissenschafts-, Gesellschafts- und Geschichtskonzeption selbst das *zusammengefasste* „allgemeinste Resultat“ der Marxschen „positiv“ ansetzenden „Betrachtungen“ ist. Und diese Konzeption ist keine „Zusammenfassungs-Konzeption“, sondern, wie Antonio Labriola erkannte, eine „Philosophie der Praxis“: „Und damit sind wir wieder bei der Philosophie der Praxis, dem Kernpunkt des historischen Materialismus. Sie ist die in den Dingen, über die sie philosophiert, immanent vorhandene Philosophie“.

Antonio Labriola sagt uns damit, dass sich eine profunde Marxinterpretation nicht einfach buchgläubig an das halten kann, was auf dem Papier in dieser oder jener einzelnen Sentenz oder These überliefert ist. Vielmehr gilt es, dem geistigen Bewegungszentrum auf die Spur zu kommen, das sich in immer neuen Anläufen und Artikulationen und deren Berichtigungen so oder so ausspricht.

Das generative Zentrum oder die philosophische Quintessenz des Denkens von Karl Marx erschließt sich nicht durch doktorierend daherkommende Zitate und Fußnoten oder jenes „Schema zur Periodisierung des Marxschen Werkes“, das Lindner am Ende vorschlägt, um diesen „als radikalen Philosophen und kritischen Sozialwissenschaftler“ zu „würdigen“. Es ist

natürlich nützlich, sich einen verständigen Überblick über die Schaffensphasen und die Werkentwicklung zu verschaffen. Aber eine „Würdigung“ des genialsten deutschen Philosophen und Wissenschaftlers, der manchem schon als Straßename, geschweige denn in Bronze gegossen ein Ärgernis ist, erforderte eine philosophisch qualifizierte Textinterpretation mit einer bestimmten unauslasslichen Spannweite der Werkkenntnis, wie sie im übrigen an keiner deutschen Universität noch vermittelt wird und in der aktuellen politokratischen Szene anscheinend kaum mehr vorhanden ist. Übrigens könnte man mit dem gleichen Tiefsinn, mit dem man aus der zitierten Marxschen Sentenz eine „Zusammenfassungs-Konzeption“ zimmert, aus der damit einhergehenden Marxschen Bezugnahme auf „wirkliche, positive Wissenschaft“ den Positivisten, Naturwissenschaftler oder auch Deterministen herauslesen: Eine Idiotie, mit der uns andere Marxinterpreten hinreichend belästigt haben und wohl auch weiter belästigen werden.

Bleiben wir bei Lindner und seinem zweiten Argument zur Rolle des Philosophischen bei Marx: Es heißt, Marx kritisiere die herkömmliche, selbständige Philosophie. Es komme zu einer „neuen Praxis der Philosophie“. „Wodurch letztere das Philosophieren auf politische und sozialwissenschaftliche Selbstreflexivität verpflichtet“. Eben diese Haltung sei „im späteren Werk von Marx zumeist als 'implizite Philosophie' präsent“.

Lindner bringt damit im Unterschied zu der zunächst eingekreisten „Zusammenfassungs-Konzeption“ die „Underlabourer-Funktion“, soll wohl heißen die unterminierende oder inspirierende Funktion eines informierten Zuarbeiters ins Spiel: „Marx steht für nichts geringeres als eine Umwälzung der philosophischen Praxis selbst. Wenn radikale Philosophie' bedeutet, ein underlabouring von Wissenschaft, Kunst und Politik in herrschaftskritischer Perspektive zu betreiben (Wolf 2002), dann liegt die Relevanz der Marxschen Philosophiekritik genau in dieser politischen Perspektive“.

Es heißt, die im philosophischen Mainstream heute noch immer nicht bewältigte Herausforderung bestünde darin, dass die Philosophie lernen muss, sich ‚von außen‘ zu betrachten. Wie sagte doch Marx? „Keinem von diesen Philosophen ist es eingefallen, nach dem Zusammenhang der deutschen Philosophie mit der deutschen Wirklichkeit, nach dem Zusammenhang ihrer Kritik mit ihrer eigenen materiellen Umgebung zu fragen“. In diesem Sinn beinhaltet die Marxsche Philosophiekritik eine immens 'konstruktive' Dimension: Philosophieren impliziere von nun an die Verpflichtung auf sozialwissenschaftliche und politische Selbstreflexivität.

Was ist denn nun gewonnen, wenn nach vielem Hin und Her das politisch-philosophische Wesen des Marxschen Denkens in einer Verpflichtung auf sozialwissenschaftliche und politische „Selbstreflexivität“ und „Herrschaftskritik“ gesehen wird? Eben wie eine eingangs von Lindner als Errungenschaft herausgehobene „Interdisziplinarität“, ja „Transdisziplinarität“, welche „die Fächergrenzen sprengt“, ist die jetzt unterstrichene finale Forderung nach „Selbstreflexivität“ und „Herrschaftskritik“ im Grunde eine sehr allgemein daher kommende, unprofilierte Forderung nach kritischer Theorie, welcher die konkreteren, paradigmatischen Züge einer Dialektik der gesellschaftlichen Praxis und der entsprechend aufgeklärten und entschiedenen Praxiswissenschaftlichkeit verunklart. Es ist eben diese Verunklartung, die der verschwimmelte Terminus „Kritische Theorie“, eine immer noch brennende Nebelkerze im sozialwissenschaftlichen Diskurs, seit jeher transportiert und der hier wieder Raum verschafft wird:

Das Marxsche Denken beinhaltet eine definitiv neue, vertiefte und erweiterte Wirklichkeits- und Wissenschaftskonzeption, die sich in der These konzentriert: „Alles gesellschaftliche Leben ist wesentlich *praktisch*“, das heißt als „Praxis“ konstituiert und gesellschaftliche „Wirklichkeit“ ist in entsprechenden, ergriffenen, Vollzugs- und Sinnzusammenhängen zu „Begreifen“. Hier ist erstens eine Geistphilosophie und Erkenntnistheorie der Praxis impliziert, die mit Aspekten wie „interdisziplinär“ oder „herrschaftskritisch“ noch nicht einmal angesprochen ist. Solches geisttätiges „Begreifen der Praxis“ ist durch moderne Hirn- und Verhaltensforschung nicht zu dechiffrieren. Dem liegt kein epistemologischer Formalismus oder Konstruktivismus zugrunde, wie etwa der Konzeption einer idealen Sprech- oder Kommunikationssituation. Es handelt sich „wissenschaftlich“ um den Schlüssel zur menschlichen Wirklichkeit. Die von Marx initialisierte Praxisanalytik ist damit zur gesellschaftsgeschichtlichen Erfahrung und Erkenntnis der „Selbstzerrissenheit“, des „Sichselbstwidersprechens“, der „Widersprüchlichkeit“ der modernen Gesellschaft vorgedrungen und hat das politökonomische Kerngeschehen dieser „Entfremdung“ gesellschaftlicher Praxis aufgedeckt. Warum wird in nicht als selbstverständlich angesehen, dass mit aller kritischer „Kritik“ die analytische Potentialität und futurische Reichweite solchen „Begreifens“ geschichtlich bedingt sozusagen erst zur Hälfte ausgeschöpft ist?

Geradezu lächerlich ist die Ansicht, das von Marx angestoßene konkretisierende Begreifen der Praxis im Horizont einer praxisphilosophischen Weltsicht müsste bei der „Kritik“ misslicher und herrschaftlicher Zustände stehen bleiben und sollte sich etwa einem im Prozess des Praxisformwandels vorscheinenden oder anrückenden Novum am Ende nicht mit noch größerer Entschiedenheit widmen. „Begreifen der Praxis“ findet, mit dem je menschlich-geschichtlich erworbenen Richtungssinn, im unverkürzbaren Denkraum des vollen gesellschaftlichen Praxisformwandels statt und vollendet sich erst im Be- und Ergreifen der konkreten Alternative: Analytik und Prospektion sind hier dicht und untrennbar verwoben. Ich verschärfe diese These noch durch den praxistheoretischen Zusatz, dass auch die „Kritik“ erst vom Standpunkt, aus der Perspektive der realen „Alternative“ zur vollen Konkretion kommen kann. Dass Marx, wie wir heute wissen, derart nicht wirklich zur ökonomischen und politischen Alternative vorstieß, deren Gedanke und Vorbegriff ihn stets beseelte und die uns heute fehlt, hat demgegenüber spezifische historische Gründe und kann ihm auch nicht abverlangt werden. Mein Resümee lautet in dieser Hinsicht: Das Kapitalwerk ist im Sinne der „begreifenden“ Marxschen Philosophie und Wissenschaft gesellschaftlicher Praxis ein Theoriefragment und die Analyse der „inneren“ Widersprüche der Sozialformierung demonstriert sozusagen nur eine halbierte Dialektik der Praxis.

Dass es bei alledem nicht nur um eine aufgrund moderner Standards als „wissenschaftlich“ anzuerkennende Kritik und Ökonomie geht, zeigt noch ein anderes: Das „Begreifen der Praxis“ im Vollzugszusammenhang gesellschaftlicher Praxis verlief und verläuft sich alles in allem in sozialphilosophische und gesellschaftsgeschichtliche Artikulationen eines „Standpunkts“ der „menschlichen Gesellschaft“ oder gesellschaftlichen Menschheit“ und möchte damit eine entsprechende Praxis der Befreiung fundieren, die gesellschaftsgeschichtlich immer noch aussteht: Die Unbeliebtheit und das Ungeschickte des Begriffs „Weltanschauung“ hindert mich nicht, in begrifflicher Anlehnung festzustellen, dass wir es hier mit einer philosophisch reflektierten, wissenschaftlich fundierten „Weltsicht“ zu tun haben, in der Sartre einmal das Anliegen des „Existenzialismus“ aufgehoben sah und in der Bloch das heute bis zur Unkenntlichkeit zerredete „Prinzip Hoffnung“ entdeckte. In welchem Sumpf demgegenüber eine sogenannte „kritische Sozialwissenschaft“ endet, die die bezeichneten Wurzeln und diesen Zusammenhang negiert, demonstrierte am schlagendsten Habermas mit seiner Empfehlung: „Kritische Theorie“ müsse auf die kritische

Beurteilung von Produktionsweisen und Sozialformierungen „im Ganzen“ verzichten. Darin bestehe die rationale Alternative zur „unhaltbar gewordenen Geschichtsphilosophie“. Führt also kein Weg an der „Risikogesellschaft“ vorbei oder aus ihr heraus?

Lindner verwässert die philosophische Reflexionsdimension des Marxschen Denkens so weit, dass von der damit einhergehenden Aufforderung, die herkömmlichen, sei es mehr positivistischen oder idealistischen, mehr konstruktivistischen oder pragmatischen Wirklichkeitsauffassungen und die entsprechenden Erkenntnismodalitäten zu revolutionieren, im wesentlichen nur noch der Appell zur „Selbstreflexivität“ und „Herrschaftskritik“ nachhallt. Was bleibt aber demnach von der Marxschen Wissenschaftlichkeit als solcher übrig?

Es heißt dazu, Marx kreierte mit seiner „Kritik der politischen Ökonomie“ einen „spezifischen Wissenschaftstyp“. Bei ihm kommt „in den 1850er Jahren eine neue Form 'historischer Sozialwissenschaft' zum Durchbruch“. Abgesehen davon, dass diese „von ihrer Anlage her die Fächergrenzen sprengt, die sich im 19. Jahrhundert etabliert haben“, liegt deren entscheidendes Merkmal in der „Historisierung des Forschungsobjekts“:

„Ich spreche bezogen auf die Kritik der politischen Ökonomie von 'historischer Sozialwissenschaft', um den sozialtheoretischen Anspruch zu betonen, den Marx mit der klassischen politischen Ökonomie teilt. Schließlich spreche ich von 'historischer Sozialwissenschaft', um das spezifische Historisierungsprojekt zu betonen, das die Kritik der politischen Ökonomie enthält. Das macht das Marxsche Unternehmen weder zu einer historischen Analyse, noch zu einer geschichtsphilosophischen Konstruktion, die - wie der an dieser Stelle stärker von Hegel geprägte Engels meinte (MEW 13, 468ff.) - eine Einheit von 'Logischem' und 'Historischem' unterstellt.“

Da wird mit großen Worten und Anspielungen grob Kegel gespielt, sehen wir genauer hin: Den Ausdruck „historische Sozialwissenschaft“ hat sich Lindner nach eigenem Bekunden „von Immanuel Wallerstein geborgt“. Die Forderung von Wallerstein, „die Sozialwissenschaft kaputt(zu)denken“, läuft aber nun gerade auf die Erkenntnis hinaus: „Es gibt keine eindeutigen wirtschaftlichen Probleme, die man von politischen und sozialen Phänomenen trennen kann: Das Ganze ist ein nahtloses Geflecht“ und insgesamt verflochten in der „Geschichte“, an die sich früher etwa die „Wirtschaftshistoriker“ annäherten. „Und wenn wir glauben, dass die säkularen Trends des existierenden Systems es in einen Bereich der Systemkrise oder des Übergangs gebracht haben, dann ist es höchste Zeit, daß wir anfangen, uns mit der Utopik zu beschäftigen.“ Diese „Utopik“ aber ist „Wissenschaft“, „der Versuch, die wirklichen historischen Alternativen zu verdeutlichen, die vor uns liegen.“

Ich empfehle Lindner, seine Berufungen auf Wallerstein ersatzlos zu streichen, weil sie auch noch ein schiefes Licht auf diesen utopistisch orientierten Praxistheoretiker werfen. Es besteht hier eben eine wesentliche Sinndifferenz in den Konzeptionen von „Interdisziplinarität“ und „Geschichtlichkeit“: Nichts anderes als monodisziplinärer Ökonomismus steckt in der Behauptung, der „wissenschaftliche“ Marx wolle vor allem die „Strukturen und Mechanismen im Zusammenhang der kooperativen Abhängigkeitsbewältigung von der Natur“ enträtseln, erklären und durchsichtig machen.

Es heißt, die „Kritik der politischen Ökonomie“ geht „nicht mehr von einer transhistorischen Dynamik der Produktivkraftentwicklung aus, sondern zeigt auf wie unter historisch spezifischen sozialen Verhältnissen die Produktivkräfte treibhausmäßig entfaltet werden.“ Darin liege „eine wesentliche Differenz zu seinem früheren historischen Materialismus“.

Wenn hinzugefügt wird, es gehe „in der Kritik der politischen Ökonomie um eine Strukturanalyse der kapitalistischen Produktionsweise, die die historische Spezifik ihres Objekts profiliert“, dann zielt der Ausdruck „historische Spezifik“ folglich zwar darauf, dass wir mit einem geschichtlich spezifischen Wirtschaftstyp mit spezifischen Seinscharakteren oder Formbestimmtheiten zu tun haben – „Werkzeuge sind Mittel zur Bearbeitung eines Gegenstandes, unter historischen spezifischen Bedingungen und in bestimmten sozialen Konstellationen werden sie 'Kapital' und damit zu 'sich verwertendem Wert'“. Aber das Geschichtliche dieses „Objekts“ selbst, besser dieser gesellschaftlichen Praxis, die aufgrund ihres maßlosen ökonomischen Verwertungskalküls, im Zuge ihrer Reproduktionsbewegung ebenso ständig an ihrer Selbstaufhebung arbeitet und so oder so in den geschichtlichen Übergang zu einer anderen politisch-ökonomischen Gestalt drängt, deren Elemente oder Produktivkraftensemble sich „im Schoße“ formieren, diese von Marx erstmals mit allen Konsequenzen eruierte Geschichtlichkeit alias Dialektik der Praxis ist mit der ganz richtigen Zurückweisung einer „epistemischen Naturalisierung“, mit der Forderung, nicht an der bloß „dinglichen Erscheinungsform“ zu kleben, ist mit der Anerkennung einer historischen Typik des Sozialen keineswegs erfasst.

Die Einmaligkeit und Quintessenz der philosophisch und dialektisch-erkenntnistheoretisch tiefgründig fundierten Marxschen Wissenschaftlichkeit besteht aber gerade darin, diesen Gesamtzusammenhang als wissenschaftliches Problem und im Grundansatz in seiner immer noch gegenwärtigen, heute global-existenziellen Problematik erfasst zu haben, den sozialen Auftrag angenommen zu haben, entschieden kritisch und unabdingbar prospektiv auf dessen theoretisch-praktische Lösung hinzudenken und hinzuwirken. Eben darin besteht die radikale Philosophie und Wissenschaft gesellschaftlicher Praxis eines Karl Marx. Die modernen Sozialbewegungen fordern daher ganz mit Recht eine *konkrete Alternative* an, die ihnen - aufgrund der je gegebenen Denkvorbedingungen, Interpretationsansätze und Arbeitsperspektiven - weder der Vertreter einer „Kritischen Theorie“ liefern kann wie der Prokla-Milieu groß gewordene Kapitalökonom oder auch der bohrendste Krisistheoretiker.

Ich halte dagegen und zugleich für etwas: Die Wiederentdeckung der Philosophie und Wissenschaft gesellschaftlicher Praxis als generatives Zentrum des Marxschen Sinnens und Trachtens, deren Weiterentwicklung und paradigmatische Ausformung für unsere Zeit - das ist die entscheidende Bedingung, um an der Front der grundlagen- und sozialtheoretischen Kontroversen wieder eine offensive Stellung beziehen zu können. Dies gehört zu den wesentlichen Voraussetzungen, um eine einseitige und unschöpferische Fixierung der Politökonomie auf die seit über einhundert Jahren geübte Replikation und Reinterpretation der Grundfiguren der Wert-, Kapital- und Krisentheorie zu durchbrechen. Dadurch sollte sich der Weg auftun zur fälligen Überschreitung der „Kritik“ hin zu einer in der Übergangszeit des 21. Jahrhundert realgeschichtlich, materiell und objektivativ fundierten „Utopistik“ der politischen Ökonomie, welche die Marxsche Wert-, Reproduktions- und Praxisanalytik studiert und daraus vor allem für die Bewältigung der neuen Schwerpunktaufgaben gelernt hat.

Literatur

Lindner, Urs: **Marx und die Philosophie**. Zur Entstehung des Materialismus der Praxis. Schmetterling-Verlag, Stuttgart 2009.

Lindner, Urs: **Materialismus der Praxis und historische Sozialwissenschaft**. Zur doppelten wissenschaftsgeschichtlichen Bedeutung von Karl Marx. S. 27-53 in: Lindner, Urs / Paust-Lassen, Pia (Hg.): Philosophieren unter anderen. Beiträge zum Palaver der Menschheit. Frieder Otto Wolf zum 65. Geburtstag. Westfälisches Dampfboot, Münster 2008.

Müller, Horst: **Karl Marx, der Marxismus und die Philosophie der Praxis**. Zur Re-Konzeptualisierung der politischen Philosophie. S. 179-193 in: Aufklärung und Kritik, Sonderheft 10/2005. Als Onlinetext www.praxisphilosophie.de/muemarx.pdf

Müller, Horst: **Vom Marxismus zur Konkreten Praxisphilosophie**. Einführung mit Untersuchungen zu Marx, Bloch, Habermas, Mead, Bourdieu. Herausgeber und *direkter Vertrieb* (68 S. / 3 €): Helle Panke e.V.: Philosophische Gespräche Heft 12, Berlin 2008.

Müller, Horst: **Transformationsprozesse der sozial-ökonomischen Praxis und Grundriss einer Systemalternative**. In: Zeitschrift Widerspruch/München, Heft 47/2008. Als Onlinetext www.praxisphilosophie.de/mue_grundriss.pdf